

## Hermann-Hesse-Literaturpreis

Karlsruhe, 4. November 2022

### Laudatio für Sasha Marianna Salzmann

von Maike Albath

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Sasha Marianna Salzmann, es ist das Eruptive, das Plötzliche, das Heftige, das sich im Nachklang von Sasha Marianna Salzmanns gleißendem Roman „Im Menschen muss alles herrlich sein“ sofort aufdrängt. Die Folgen körperlicher Gewalt erlebt man gleich in der Eröffnungsszene, als Edita, Edi genannt, von ihrer Mutter Lena und deren Freundin Tatjana zusammengeschlagen aufgefunden wird. Nur durch Zufall stößt Tatjanas widerborstige Tochter Nina auf das unglückselige Trio, und genau diese Art der unvermuteten Familienzusammenführung hat einen weiteren Gefühlsausbruch zur Folge, bei dem sich nicht nur Mütter und Töchter, sondern auch die beiden Freundinnen ineinander verhaken: Vorwürfe, Geschrei, lautes Weinen. Salzmann arbeitet mit mehreren Perspektiven, und hier tritt Nina als Ich-Erzählerin in Aktion. Eine nerdige Person Ende zwanzig, die mit einer quälenden, überwachen Sensibilität ausgestattet ist, den Tag mit Computerspielen verbringt und im Laufe des Romans noch zwei weitere Male das Wort ergreifen wird. Ihr ruppig-schnoddriger Tonfall, mit dem sie ihre Empfindsamkeit überspielt, wirkt wie eine Basspauke, die sich ab und zu Gehör verschafft und einen ganz bestimmten, dunklen Rhythmus anschlägt.

Wenige Seiten nach dem brodelnden Auftakt folgt der Beginn des ersten Teils: Die Zeitebene wechselt, ebenso wie der Blickwinkel, jetzt wird in der

dritten Person erzählt, die der Literaturwissenschaftler Gérard Genette als „vision avec“ bezeichnet hätte – man schaut jemandem über die Schulter und manchmal auch in ihn hinein. Die verschiedenen Perspektiven sind virtuos ineinander verfugt, es herrscht von Anfang an eine Polyphonie der Stimmen, die an Toni Morrisons vibrierende Cluster erinnert und tiefer gelagerte Gedächtnisspuren zum Vorschein bringt. Nun nehmen wir die Geschehnisse mit den Augen der kleinen Lena wahr und landen in den 1970er Jahren mitten in der Sowjetunion in Gorlowka, wo Lenas Mutter einem Chemiewerk vorsteht, während der Vater als Lehrer arbeitet. Und wieder gibt es Streit, grundiert ein Konflikt die Beziehungen. Es geht um eine zerbrochene Tasse aus Leningrader Porzellan mit blauem Muster und goldenen Schleifen, glänzend „wie Fischeschuppen“, wie es heißt. Unweigerlich fällt einem das versehrte Porzellanpüppchen aus Maria Stepanovas Vergangenheitsrecherche „Nach dem Gedächtnis“ ein. Die fünfjährige Lena hatte die Tasse mit Bewunderung in die Hand genommen und versehentlich kaputt gemacht, was zu einem der vielen Zusammenstöße mit ihrer Mutter Rita führt. Überhaupt rasseln Mütter und Töchter mit großer Regelmäßigkeit zusammen, in jeder Generation, in jeder Familie, dabei ist keine Bindung enger.

Das Zerschneiden der Tasse ließe sich aber auch als eine Chiffre deuten, die das unaufhaltsame Zerbröseln der Sowjetunion bereits antizipiert: Salzmans Figuren erleben den kompletten Zusammenbruch des politischen Systems. Für die Großelterngeneration, die noch den Holodomor, die große ukrainische Hungerkatastrophe, und den Zweiten Weltkrieg in sich trägt, handelt es sich um eine tragische Wiederholung. Die Grundfesten der mühsam aufgebauten Existenzen geraten ins Wanken; Gehälter werden nicht mehr bezahlt, das Tschechowsche Motto „Im Menschen muss alles herrlich sein“ aus dem Drama „Onkel Wanja“, das im Romantitel zitiert wird, und dass ein Chefarzt noch in den 1980er

Jahren seinen Mitarbeitern als angemessene, sozialistische Haltung anempfiehlt, wirkt längst wie Hohn. Einstige Respektspersonen, wie Lehrerinnen, werden nunmehr verprügelt, verbrecherische Clans reißen sich das Volkseigentum unter den Nagel, es gilt das Recht des Stärkeren. Auf dem Hintergrund der aktuellen politischen Entwicklungen, durch die Salzmanns Schauplätze zu Orten von Kriegshandlungen geworden sind, gewinnt der Roman auf ungeahnte Weise an Relevanz. So als habe der russische Angriff längst in der Luft gelegen in diesem geschundenen Land, wo Gewalt endemisch zu sein scheint, spürbar für alle, die sich mit den Tiefenschichten auseinandersetzen.

Sasha Marianna Salzmann leuchtet in „Im Menschen muss alles herrlich sein“, dessen Handlung sich bis in die nahe Gegenwart erstreckt, die Bruchstellen aus und vermittelt die Fragilität der politischen und gesellschaftlichen Ordnung, egal, welche gerade gilt: Nach 2015 und der Annexion des Donbass und der Krim wird es für Lenas Vater als russischsprachigem Pensionär unmöglich, weiter in Gorlowka zu leben. Er droht zu verhungern. Nur unter großen Schwierigkeiten kann er die Grenze nach Russland überqueren. Sasha Marianna Salzmann arbeitet mit einem zweiten Erzählstrang, der Tatjanas Schicksal entfaltet und in vielem wie eine Spiegelgeschichte funktioniert. Denn einen Heimatverlust erleidet auch Tatjanas Großmutter, nur unter anderen Vorzeichen. Sie will Mitte der 1980er Jahre auf keinen Fall fort aus Mariupol, wo sie nach etlichen Entwurzlungen endlich ihren Platz gefunden hatte. Aber ihre Familie lässt sich auf ein heikles wirtschaftliches Experiment mit einem Schnapsladen an der Schwarzmeerküste ein und nimmt sie mit. In jeder Generation passieren traumatischen Trennungen. Mit einer gespenstischen Zwangsläufigkeit geraten die Menschen zwischen die Mühlsteine der Zeitläufte, die Demütigungen wegen ihrer Zugehörigkeit zu dieser oder jener Ethnie wiederholen sich, und immer wieder sind sie dazu

verdammt, alles nur zu erleiden, ohne sich wehren zu können. Der spanische Schriftsteller Rafael Chirbes, der die Sowjetunion im Herbst 1985 besuchte, hielt in seinem Tagebuch fest: „Es offenbart sich mir ein aufgewühltes, verwirrtes Land, das in einem komplizierten Nahkampf mit sich selbst befangen ist, dass wie Jakob mit dem Engel ringt.“ In diesem Nahkampf müssen sich Salzmanns Figuren behaupten. Einen Ausweg bietet nur die Flucht.

Sasha Marianna Salzmanns Roman erschöpft sich weder in einer Milieustudie der 1970er Jahre, noch in einer Analyse des postsowjetischen Menschen oder in einem Epochenbild jener „Fleischwolfzeit“, wie die Phase zwischen dem Tod Andropows 1984, Gorbatschows Perestrojka und den folgenden Verwerfungen einmal apostrophiert wird. Auch die bedrängende Schilderung der abgeschotteten russisch-jüdischen Einwandererwelt in der Plattenbausiedlung Jena-Lobeda hat soziologische Tiefenschärfe und vermittelt uns einen unbekanntem Wirklichkeitsausschnitt. Aber es gelingt noch viel mehr. Salzmann fertigt so etwas wie ein „Alphabet der Gefühle“ ihres Personals an. Ich leihe mir einen Buchtitel von Goffredo Parise aus, der im Original „Il Sillabario“, also „Lesefibel“ lautet; es handelt sich um zwei Erzählungsbände mit Geschichten zu bestimmten Buchstaben: Von A, amore – Liebe und anima – Seele über M – madre, Mutter bis zu S, sesso – Sex und sogno – Traum. Obwohl Salzmann, bei der von Toni Morrison über Maria Stepanova, Serhij Zhadan, Polina Barskova, Masha Gessen bis zu Lutz Seiler, Marion Poschmann und Esther Kinsky zahlreiche zeitgenössische Stimmen mitschwingen, aus einem ganz anderen Kulturraum heraus erzählt, gibt es in der epischen Anmutung und dem Gespür für den archaischen Ursprung von Emotionen eine untergründige Verwandtschaft mit dem italienischen Schriftsteller, eine überraschende Synchronizität.

Ein Gefühl, das bei Sasha Marianna Salzmann immer wieder durchbuchstabiert wird, ist das des Zorns. Schwarz wie ein Teerklumpen scheint er zu sein, glühend im Inneren der Figuren, wenn Lena böse ist auf ihre herrische, strenge Mutter, die sie maßregelt. Oder auf ihren viel zu sanften Vater, der sie nicht mehr in die Sommerferien nach Sotschi zu ihrer Großmutter lassen will und ihr dadurch das Paradies der frühen Jahre zerstört. Schon hier erlebt Lena eine charakteristische Einsamkeit, die sie immer wieder einholt und die sich später bis in die Isolation ihrer Tochter Edita fortpflanzen wird. Was sie wirklich innerlich umtreibt, kann sie nicht vermitteln: „Warum hatte ihr nie jemand etwas gesagt? Warum sprach keiner mit ihr?“, fragt sich Edi verzweifelt, als sie erst mit 25 Jahren durch einen Onkel von einer bedrohlichen Kinderkrankheit hört, die sie nur durch die ärztliche Umsicht Lenas überlebte. Scharfe Wut scheint auch das Verhältnis zwischen Lenas Mutter Rita und ihrer Mutter, also Lenas geliebter Großmutter aus der Haselnusssiedlung in Sotschi, zu bestimmen, die keifend übereinander herfallen, wenn es um Lenas Haarschnitt für die Einschulung geht. Später empfindet Lena abgrundtiefen Hass und brennenden Zorn auf die Ärztin der Mutter, die „Schreckschraube mit den pissfarbenen Haaren“, wie sie sich ausdrückt, der sie zum Neujahrstag Bestechungsgeld übergeben muss und die sich an einer fatalen Fehldiagnose und falschen Medikamenten skrupellos bereichert. Lenas maßlose Wut erbt aber auch Edi. Sie spürt sie, wenn sie sich gegen die gefräßige Vereinnahmung durch ihre Mutter wehren muss. Wieder ist es ein viel zu sanftmütiger Vater, Daniel, der als Puffer fungiert, dabei speist sich Edis stacheliger Zorn offenkundig aus ganz anderen Quellen. Einmal ist Edi derartig außer sich, dass sie ihre mit einem Glasfenster ausgestattete Kinderzimmertür so lange immer wieder zuschlägt, bis das Glas zerspringt. Diese Gefühlsstürme sind schwer auszuhalten – für den, der sie in sich trägt und ausagiert, aber auch für

diejenigen, auf die sich Wut, Groll oder Jähzorn richten. Gleichzeitig sind gerade diese Empfindungen der Motor, der Salzmanns Figuren antreibt. Ein spektakulärer Wutausbruch erschüttert die 50jährige Lena, als Edi, Volontärin bei einer Zeitung, die kaum etwas von der Geschichte ihrer Mutter weiß, ihr erzählt, dass sie für eine Reportage eine Reise in den besetzten Donbass plane. Wenn Edi sich partout umbringen wolle, übernehme Lena das lieber eigenhändig gleich vor Ort in Jena, schäumt sie und ist in diesem Moment genauso außer sich wie Jahrzehnte zuvor ihre Mutter Rita, als Lena als Vorschülerin die Leningrader Porzellantasse zerbrach. Edi wisse nicht, was sie tue, sie sei völlig naiv, wirft Lena ihrer Tochter vor. Mit ihrer Explosion reiht sie sich ein in eine weibliche Genealogie, denn alle Frauen in diesem Roman scheinen nur über diesen Umweg Zugang zu ihrem Inneren zu haben. Tatjanas Tochter Nina träumt eines nachts einen charakteristischen Traum: Mütter und Töchter, aufgereiht in einer langen Schlange, stehen immer paarweise hintereinander, und jede klopft auf den Rücken der vor ihr stehenden Frau oder kratzt ihr im Nacken. „Dass es Mütter und Töchter sind“, sagt Nina, „verstehe ich auf die Art, wie sie aneinander vorbeischaun“. Dass es darum gehen muss, dieses Band überhaupt wahrzunehmen und zu spüren, bildet einen der dramaturgischen Angelpunkte von Salzmanns Roman. Vielleicht ist die Wut ohnehin nur die andere Seite einer tiefen Angst, denn auch dies ist eine Empfindung, die immer wieder bestimmend wird.

Salzmanns „Alphabet der Gefühle“ umfasst neben den dunklen, lähmenden Emotionen also auch vitale Empfindungen wie Lust und Begehren. Die Sinnlichkeit setzt sich bis in die Motivketten und die Sprache fort. Bei Lenas Freundin Aljona aus dem Sommerlager mit ihren „Wasserschwappschritten“ und den Mundwinkeln wie „Mondsichelspitzen“ ist es der Geruch von Sanddorn und Himbeeren. Etwas von Sotschi und

der wilden Natur steckt in ihr. Dass Lena sie im Gewächshaus kennenlernt, wo die feuchte Luft „wie ein Teppich“ vor der Tür hängt und „weich ist wie ein Kissen“, wo die Tomatenstauden „wie Tiere (...) ihre flaumigen Häuse“ neigen, deutet auf die starken Unterströme des Begehrens hin. Schon zuvor vermittelt sich die Nähe zur Großmutter über das Brennen der Finger bei der Haselnussernte, die verschwitzte Haut, wenn sie im Bus zum Markt fahren, und den Geschmack der gezuckerten Milch, die Edita auf der langen Zugfahrt von ihr spendiert bekommt. Als junge Frau schließlich ist es der Tschetschene Edil, der ihre Lust unstillbar anfacht, erst recht, als er sich entzieht. Edita schließlich, die nichts von ihrem leiblichen Vater ahnt, liebt Frauen, richtet sich in einer auf Distanz bedachten Beziehung ein und erlebt dann eine Liebesnacht mit Dea, von deren Tätowierung sie so affiziert ist, dass sie zu einer Imago wird.

Mit vielen Schattierungen vermittelt uns Salzmann nicht nur die verkarsteten Gefühlswelten ihrer postsowjetischen Figuren, sondern entwirft insgesamt ein lebendiges Personal. Oft meint man, deren Stimmen zu hören und sie vor sich zu sehen, so anschaulich sind sie geschildert. Es gibt nicht nur die zähe Großmutter mit ihren Haselnussäcken, den unverbrüchlichen Prinzipien, den Gebeten und den Ikonen. Es gibt den Vater, der schon als Vierzigjähriger dünne Haare bekommt und immer seine Schirmmütze aufbehält, wie Lena nach dem Ferienlager bemerkt. Oft sind es knappe Szenen, die das Besondere eines Menschen vermitteln: Wie der Vater nach der Geburt der Enkelin Edita bei seinem ersten Besuch in Dnepropetrowsk eine kleine Waschmaschine der Firma Maljutka mitbringt und sie seiner Tochter Lena mit den Worten überreicht, deren Mutter Rita habe sie als „beste Freundin“ einer jungen Familienmutter bezeichnet. Wie er bei Lenas Ausreise nach genau diesem Gerät fragt, der „Maljutka“, wie nach einem Familienmitglied, Stellvertreterin der toten Mutter. Und wie sich Edi zwei Jahrzehnte später

darüber wundert, dass der Großvater eine alte Waschmaschine als Nachttisch benutzt. In genau diesem Gegenstand, den sie nicht deuten kann, lagert sich sowohl die Familiengeschichte als auch die gesamte Sowjetunion ab. So fein gesponnen ist das motivische Gewebe dieses Romans. In einer anderen Szene erhält Lena noch als Medizinstudentin den Anruf ihres Vaters, bei dem er ihr den Tod der Mutter mitteilt, und die Zwanzigjährige starrt währenddessen auf das abgesplitterte Holzfurnier eines Tisches. Schon als Kind schreibt sie einem garstigen Faun aus Porzellan böse Kräfte zu. Als sie ihn später zerschmettert, ist dies eine symbolische Handlung. Mit Bildern wie diesen veranschaulicht Salzmann das gesamte Seelenleben ihrer Helden.

Ebenso großes Geschick beweist Salzmann im Umgang mit ihren Nebenfiguren. Obwohl sie nur auf wenigen Seiten vorkommt, gewinnt die Mutter von Lenas Freundin Swetlana, die ihre Tochter und Lena in ihrem roten Shiguli – vielleicht eine kleine Hommage als Lutz Seilers „Stern 111“ - von Gorlowka nach Dnjepropetrowsk zur Aufnahmeprüfung der medizinischen Fakultät kutschiert, eindrucksvolle Prägnanz. Diese Frau mit dem blonden Pferdeschwanz und den geschminkten Lippen wirkt viel jünger als Lenas Mutter und strahlt eine andere Zugewandtheit aus, Lebensfreude und Genussfähigkeit. Ebenso plastisch wird die zupackende Institutsleiterin der neurologischen Abteilung Nadeshda Gennadjewna, die Lena nach dem Tod ihrer Mutter rät, die Fachrichtung zu wechseln – sonst würden Schuldgefühle sie verschlingen. Mit wenigen Strichen und großer Behutsamkeit deutet Salzmann zwei, drei Eigenschaften an, und sofort hat man die Figur vor Augen, meint sie zu riechen, nimmt ihre Bewegungen wahr. Dasselbe gilt für einen schmierigen Businessman, auf den Lenas Freundin Inna hereinfällt oder auch für Ninas Vater, dem Tatjana auf den Leim geht: ein verdruckster, helläugiger Deutscher, der am Schwarzen Meer den großen



Geschäftsmann und Beschützer markiert, in Wirklichkeit aber bereits verheiratet ist und beim geringsten Widerstand umfällt.

Es sind nicht nur die großen Erzählbögen, die Sasha Marianna Salzmann mit ruhigem Atem spannt, es ist nicht nur die geschickte Überblendung der Zeitebenen, und nicht nur das schimmernde Muster ihrer perspektivischen Gestaltung, sondern es ist vor allem auch ihre Sprache, die fesselt. Es mag an Salzmanns Theatererfahrung liegen, dass sich Dialoge organisch einfügen und voller Lebendigkeit sind. Sie begreift, dass ein Roman immer auch eine Bühne ist. Wie Aljona sprachlich umspielt wird, habe ich schon erwähnt. Sasha Marianna Salzmann hat ein Gespür für ungewöhnliche Bilder und Vergleiche, die der Wirklichkeit neue Facetten ablauschen. Lenas Mutter Rita ist so streng, dass sie „mit den Augen Türen entzweischneiden“ kann. Der Dauerregen klingt, „als kratzten Tauben mit ihren verhornten Füßen am Fenster“ und bäten um Einlass. Der Himmel ist „bröselig wie feuchtes Mehl“. Rotorblätter von Windrädern zerkleinern den Himmel „wie Zähne von Pürierstäben“.

Ich möchte enden mit einem Blick auf das Motiv, das für Edi bei ihrem Besuch in Jena entscheidend wird, nämlich Niko Pirosmanis Giraffe. Diese Giraffe entdeckt sie auf dem Leib ihrer Liebhaberin; und dieses Tattoo prägt sich ihr ein. Edi kämpft auf den letzten Seiten von „Im Menschen muss alles herrlich sein“ um einen eigenen Blick auf ihre Herkunft, die, wie bei diesem Tier, ganz anders sind als vermutet, und sie scheint auch in ihren eigenen Körper hineinzufinden. Der georgische Maler Niko Pirosmani fertigte 1906 das Gemälde einer Giraffe an, ohne jemals eine gesehen zu haben: Sein herrliches Tier ist weiß mit schwarzen Punkten und sieht aus wie eine Mischung aus Zebra, Leopard und kurzhalsiger Giraffe. Der Effekt ist verblüffend, denn sein Geschöpf entzieht sich sämtlichen Zuordnungen und sprengt die Kategorien. Und genau dieses Tier fällt Edi ein, als sie über sich und ihre Familie

nachdenkt. Dann erblickt sie es sogar während der Geburtstagsfeier ihrer Mutter: Es steht vor dem Fenster des Gemeindesaals der Synagoge. Ein schöneres Bild dafür, wie es ist, sich mit allen generationsübergreifenden Narben ukrainisch-postsowjetisch-tschetschenischen Vergangenheit in etwas Anderem einzunisten und es zu seinem Eigenen zu machen, kann ich mir nicht vorstellen. Ein Eintrag in Sasha Marianna Salzmanns „Alphabet der Gefühle“ müsste lauten: G wie Giraffe – oder vielleicht auch Glück. Gratulation zum Hermann-Hesse-Literaturpreis!